



Bernd R. Müller (Autor)

Vorletzter - oder wie man das Leben von unten aufrollt



<https://cuvillier.de/de/shop/publications/8692>

Copyright:

Cuvillier Verlag, Inhaberin Annette Jentsch-Cuvillier, Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen,
Germany

Telefon: +49 (0)551 54724-0, E-Mail: info@cuvillier.de, Website: <https://cuvillier.de>

Vorletzter – Oder wie man das Leben von unten aufrollt

Bernd R. Müller

Das Projekt

Sein Leben soll ich aufschreiben! Aber wie soll das gehen? Ich bin Schreiner und froh meine Rechnungen fehlerfrei hinzukriegen. Einen Kleiderschrank kann ich bauen, auch einen Schreibtisch im »Classic Style« und was Möbel im »Shabby Chic« sind, weiß ich inzwischen auch, obwohl ich die mit meiner Berufsehre schlecht vereinbaren kann. Heutzutage reicht der Hinweis auf dem Firmentransporter – »Bernd Müller – Ihr Schreinermeister mit Herz – Fenster – Türen – Inneneinrichtung« – nicht mehr aus. Da braucht es selbst in meinem Geschäft »Alleinstellungsmerkmale«. Sorgfältig komponierte Möbel abgenutzt und abgewetzt aussehen zu lassen ist eigentlich nicht meine Sache. Aber sie bringen halt Geld in meine notorisch schwindstüchtige Kasse. Außerdem habe ich mich auf individuelle Sarganfertigungen verlegt. Wenn Angehörige es wünschen, arbeite ich gerne die Umriss eines Ford Capri und ein Vereinselement in den Sargdeckel ein. Solche Auftragsarbeiten übernehme ich gern und schnell bin ich auch, seitdem ich den Wortlaut von §4 Nr. 1 der Ordnungsbehördlichen Verordnung über das Leichenwesen in NRW kenne, wonach jede Leiche in-

nerhalb von 120 Stunden nach dem Tode zu bestatten ist. Von der Arbeit eines Literaten bin ich dagegen so weit entfernt wie ein Ziegenbock vom Planeten Saturn.

»Es gibt niemanden, der mich so gut kennt wie du und niemanden, dem ich alles, was du noch nicht über mich weißt, anvertrauen kann. Außerdem: Schreiben kann jeder. Sogar ich«, antwortete lachend mein Freund Gernot Kratzner.

Sein typisches Gerhard Schröder-Lachen endete in einem stoßweisen Husten, dessen Erschütterungen das Krankenbett erzittern ließen und ihm offenbar Schmerzen verursachten. Auch ich musste lachen, denn mir wurde schlagartig klar, dass ich meinem Freund diesen unmöglichen Wunsch nicht würde abschlagen können, obwohl ich überhaupt keine Vorstellung davon hatte, wie sich unser literarisches Vorhaben umsetzen ließe. Wie auch immer, so sah der Anfang dessen aus, was mein Freund und ich, Bernd Müller, »das Projekt« nennen sollten.

Unser erstes Projektgespräch fand im Krankenhaus statt. Gernot war etwa zwei Wochen bewusstlos gewesen und wegen innerer Blutungen lebensgefährlich verletzt auf dem Parkplatz der Hochschule aufgefunden worden, wo er als Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre – insbesondere Theorie und Praxis der Globalisierung – tätig ist. Beatmet wurde er zwar nicht mehr, mehrere medizinische Kontrollapparate gaben jedoch irritierende Geräusche von sich, wenn er auch nur versuchte sich zu bewegen. Infusionsflaschen entließen gluckernnd über transparente Schläuche, die irgendwo in Gernots Bauch und Armen endeten, allerlei Flüssigkeiten in seinen Körper oder nahmen welche von dort auf.

Kurz: Dieser massige, allen möglichen Lebensfreuden zugeneigte Mensch gab in diesem sowohl zu kurzen als auch zu schmalen Krankenbett auf einer bretharten Matratze – wie er klagte – ein Bild des Jammers ab. Was genau passiert war, harrte zum Zeitpunkt meines ersten Besuchs noch der polizeilichen Aufklärung. Sicher schien, dass Gernot angefahren worden war. Auch ging die Polizei von einem gezielten Angriff aus, weshalb ein Ermittlerteam der Kriminalpolizei mit der Tatuntersuchung befasst war. Art und Umfang seiner Verletzungen ließen die Polizei vermuten, dass – gemäß Polizeideutsch – kein Unfallgeschehen vorlag, sondern gefährliche Körperverletzung mit mutmaßlicher Tötungsabsicht.

Gernot konnte nicht sehr viel zur Rekonstruktion der Ereignisse auf dem Dozentenparkplatz der Fachhochschule Oberhausen beitragen. Seinen Trolley vor sich herschiebend hatte er fast seinen Mercedes erreicht, als er hinterrücks von einem Wagen erfasst und zu Boden geschleudert wurde.

Gernot schob den Trolley, anstatt ihn – wie es für Geschäftsreisende üblich ist – hinter sich herzuziehen. »Ich kann das ungleichmäßige Rollgeräusch von gezogenen Rollkoffern nicht ertragen. Wenn ich auf einer Bank im Bahnhof die Augen schließe, hören sich die vorbeiziehenden Reisenden mit Ihren Rollkoffern im Schlepptau an, als würden sie einen rituellen Tanz aufführen. Da will ich mit meinem geschobenen Koffer, mit dem gleichmäßigen Abrollgeräusch, gerne ein retardierendes Element im Geräuscheinerlei sein«, erklärte er mir, als wir vor etlichen Jahren mit dem ICE von Düsseldorf nach Frankfurt fuhren, um das Spiel Eintracht Frankfurt gegen Werder Bremen live im Stadion zu erleben. Gernot ist zwar die personifizierte Unsportlichkeit,

Fußball hat ihn aber schon immer fasziniert und er ist, seit er mit seinem Großvater das Frankfurter Waldstadion besuchte, mit dem Eintracht-Virus unheilbar infiziert.

Gernot und ich sind in etwa gleichaltrig. Dass ich ihm nach Jahren wieder begegnete, war einem Zufall geschuldet. Mein Onkel Hermann lag auf den Tod erkrankt im Wardlinghausener Marienhospital. Da mein Onkel ein bescheidener, höflicher und gegenüber seinen Neffen und Nichten stets freundlicher Junggeselle war, besuchte ich ihn gern im Krankenhaus. Leider erfuhr ich recht spät von meiner Schwester Susanne, dass sich Onkel Hermanns Raucherlunge in krebsbedingter Auflösung befand, denn ich hatte mich einige Wochen urlaubshalber in Spanien aufgehalten. Jedenfalls sagte mir Susanne, dass sich Onkel Hermanns Krankheit bereits im Endstadium befände, weshalb regelmäßige Besuche durch uns Verwandte angezeigt wären. Sein Zimmer befand sich auf der Station für innere Medizin im Erdgeschoss des Marienhospitals, unweit der Pathologie im Keller, wo – wie er mir einmal sagte – dereinst an ihm der finale Bearbeitungsschritt innerhalb der Bearbeitungskette eines Krankenhauses vollzogen würde. Onkel Hermann war Systemanalytiker gewesen, weshalb er auch seine Zeit im Krankenhaus augenzwinkernd aus beruflicher Perspektive betrachtete. Als er vor Wochen wegen einer akuten Atemnot eingeliefert worden war, erfolgte die Erstbearbeitung seines Körpers in der Notaufnahme, von wo aus er zwecks Problembeseitigung in den Operationssaal verbracht und schließlich nach fehlgeschlagener Dauerinbetriebnahme in einem Rehabilitationszentrum bis zur Endbearbeitung in Zimmer II/12A

abgelegt worden war. Als ich sein Krankenzimmer betrat, schlug mir eine Welle unterschiedlichster atemberaubender Gerüche entgegen. Ein Gemisch aus Chlor, Toilettengestank, Blumenaroma und überreichlich verwendetem Rasierwasser der Marke Pitralon. Onkel Hermanns Bett befand an der linken Wandseite, neben einem kleinen Duschaum. Ihm gegenüber an der Fensterseite lag ein weiterer Patient, der zu schlafen schien. Onkel Hermann begrüßte mich mit einem fröhlichen »Hallo, mein lieber Berni«, ein Kosenamen, den ich seit meiner Kindheit von Herzen hasse, der in meiner Familie aber nicht auszurotten ist. Ich versuchte seine fröhliche Begrüßung ebenso zu erwidern, aber mir blieb die eigenartig hoffnungslose Atmosphäre in diesem Raum nicht verborgen. Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, dass dies ein Ort für die aufgegebenen Fälle des Krankenhauses war. Eine Wartehalle, in der die Reisenden gleichmütig auf jenen knochig-düsteren Reiseleiter warten, der sie auf ihre letzte Reise begleiten würde. Onkel Hermanns Lieblingsautor, Thomas Mann, hätte ihn und den Mann im Bett gegenüber als Moribundi bezeichnet. Ja, Onkel Hermann war ein Moribundus. Dieses Zimmer, die sauerstoffzuführenden Schläuche in seine Nase, die eingefallenen Wangen und vor allem seine, bei aller gespielten Freundlichkeit ausdruckslosen Augen machten mir das überdeutlich.

»Na, Onkel Hermann, eigentlich wollte ich dich bei dem schönen Wetter draußen im Biergarten treffen und nun sehen wir uns hier.«

»Kommt noch mein Junge, kommt alles noch, aber zuerst sei höflich und begrüße meinen Zimmergenossen, Herrn Professor...« Weiter kam mein Onkel nicht. Zum einen, weil ihm ein entsetzli-

cher Hustenanfall mit einem ekligen Auswurf das Weitersprechen unmöglich machte und zum anderen, weil der Zimmergenosse ihm – ohne sich zu uns umzudrehen – mit der Bemerkung ins Wort fiel: »Ja, Bernd, sei höflich und begrüße auch den alten Gernot.« Ich konnte dieser Aufforderung nicht sofort nachkommen, da ich noch damit beschäftigt war meinem Onkel einen Spucknapf hinzuhalten und ihm den Mund abzuwischen. Als ich mich dann aber erstaunt umdrehte, sah ich in das bärtige Gesicht eines Mannes, der sich etwa in der Mitte der Fünfziger befinden musste. Auf den ersten Blick war er von etwas ungepflegten Äußerem. Das fettige, grau-blonde Haar fiel ihm strähnig ins Gesicht. Bart und Fingernägel hätten eine intensive Pflege gebrauchen können. Dafür war seine Gestalt beachtlich. Obwohl er sich im Bett nicht aufrichten konnte, war zu sehen, dass dieser dicke Mann wenigstens 190cm lang ist. Gemessen an der Zahl der Überwachungsmonitore und Infusionsgeräte, an denen er angeschlossen war, konnte es ihm nicht viel besser gehen als meinem Onkel. Dennoch brachte er mit fester, fast sonorer Stimme hervor:

»Du erinnerst dich wohl nicht mehr an mich?«

»Ein Hinweis würde helfen«, gab ich zurück.

»Wir wärs mit ›Katholische Grundschule zu Wardlinghausen«, die wir beide die Ehre hatten zu besuchen.«

»Sie, nein, du bist Gernot Kratzner.«

»So ist es Bernd. Dein Onkel hat viel von dir erzählt. Ich bin genau im Bilde, auch was deine Jugendsünden angeht.«

»Dann hast du jetzt einen Wissensvorsprung, lieber Gernot.«

»Den wir leicht ausgleichen können, wenn du deinen Onkel und mich besuchst.«

Gernot murmelte etwas von Bruch des linken Oberschenkels und des Beckenbodens, Riss der Milz und von noch einigen unappetitlichen Verletzungen im Genitalbereich. Er verdrehte die Augen und brach seine Aufzählung ab. Unwillkürlich griff ich mir ans Geschlechtsteil und verzog das Gesicht, als hätte ich etwas Übelschmeckendes im Mund. Sofort wurde mir klar, dass er noch Wochen im Krankenhaus verbringen würde.

Die Idee, ich solle seinen Lebensbericht in Textform bringen, entwickelte sich langsam, fast unmerklich mit den regelmäßigen Besuchen meines Onkels, die ich damit verband, auch nach Gernot zu schauen. Da wir uns in den letzten Jahren aus den Augen verloren hatten, kreisten unsere Klinikgespräche bald um Vergangenes. Längst vergessene Originale unserer Heimatstadt erlebten in unseren Gesprächen eine Wiedergeburt. Kauzige Lehrer, bigotte Jungfrauen, aufsässige Halbstarke, glaubensstrenge Prieser standen wieder vor unserem geistigen Auge. Mit der Zeit fiel mir auf, dass unser Lachen in einem tiefen Schweigen verebbte. Ich hielt das zunächst nur für eine Gedankenpause, aber dann konnte ich an Gernot beobachten, dass es in ihm arbeitete, wenn er versonnen, ja ernst aus dem Fenster schaute. Ja, es arbeitete ersichtlich in ihm, weshalb ich ihn eines Tages fragte, woran er denke.

»Ich kann die Sonne nicht sehen. Da draußen muss sie irgendwo sein, aber die Wolken sind mächtiger. Wind und Regelowken, da hat auch der hartnäckigste Sonnenstrahl keine Chance wahrgenommen zu werden. Alle werden leutselig, wenn an früher gedacht wird. Kaum jemand will heute etwas von den Wolken wissen, die eigentlich unsere Jugend bestimmten. Alle betonen die

sonnigen Zeiten, dabei waren sie die Ausnahme«, sagte mein Freund und rückte unter der Bettdecke die Infusionsschläuche zurecht. Als er schließlich mit dem Gedanken herausrückte, ich möge seinen Lebensbericht aufschreiben, damit endlich mal die Wahrheit ans Licht käme, war mir seine Idee nicht nur unbehaglich, sondern kam mir auch seltsam überflüssig vor. Sicher, Gernot hat es als Einziger unser Volksschulklasse bis zum Professor gebracht, jedoch waren sich alle Mitschüler bei unseren im zweijährigen Turnus stattfindenden Klassentreffen einig, dass Gernot sich seit seiner Kindheit nicht großartig verändert hat. Er ist der überfütterte und schüchterne Langweiler geblieben, so dachten seine Mitschüler, wenn sie dem »Herrn Professor« gespielt respektvoll die Hand gaben. Grund zur Überheblichkeit bestand für die aber nicht. Die vermeintlichen Stars der Klasse und Lieblinge der Lehrer haben es nicht weitergebracht als zum Briefträger, kaufmännischen Angestellten unterer Rangordnung, Automechaniker oder Versicherungsvertreter. Der blasse Stubenhocker Gernot blieb der einzige Akademiker des hoffnungsvollen Einschulungsjahrgangs 1964 der Katholischen Grundschule zu Wardlinghausen, große Geister waren wahrlich nicht darunter. Das heißt, eine Ausnahme ist Georg Reitner, genannt Schorschi, der überregional als Musiker von sich reden machte. Aber das ist eine andere Geschichte, von der ich hier nur am Rande berichten werde.

Definitiv ist Gernot ein Sonderling und Außenseiter. Dennoch mochte ich diesen sanften, dicklichen Jungen mit den großen blauen Augen auf Anhieb. Ohne es mir im Jungentalter bewusst machen zu können, ahnte ich, dass von diesem Burschen mit dem

seltamen Vornamen etwas Besonderes ausgeht. Deshalb konnte ich ihm nichts abschlagen, wenn er mich schüchtern, umständlich, fast nervtötend um etwas bat. So war es auch dieses Mal. Seltsam genug, doch der Schreiner Bernd Müller war beim nächsten Krankenbesuch tatsächlich mit einem Notizblock und Diktiergerät ausgestattet.

Auf dem Weg nach Hause dachte ich darüber nach, wie es sich eigentlich verhielt mit Gernot Kratzner, meinem Klassenkameraden. Es dauerte nicht lange, bis aus meinen unteren Gedächtnisschubladen hervorkam, wie wir uns in der Katholischen Grundschule kennenlernten. Ich wurde zusammen mit 34 anderen Jungen und Mädchen zu Ostern 1964 eingeschult und in ein sogenanntes Kurzschuljahr gepresst, damit künftige Einschulungen in den Sommermonaten erfolgen konnten. Gernot fiel mir gleich am ersten Schultag auf, weil er bei einem kurzen Eingangstest zur allgemeinen Heiterkeit seiner Mitschüler und der anwesenden Eltern völlig versagte. Der Test bestand aus zwei einfachen Fragen, die Schuldirektor Dr. Heise an jeden Schüler richtete, und aus einer simplen Malaufgabe.

»Gernot, ist der Himmel grün?« – »Ja!«

»Und ist das Meer rot?« – »Ja!«

»Gernot, bitte male uns einen Baum mit starken Wurzeln, Ästen und großen Blättern!« Gernot wusste wohl, wie er einen Baum zu zeichnen hatte, gab aber schon nach den ersten Strichen auf. Die Bleistiftspitze war ihm abgebrochen. Seine Augen füllten sich langsam mit Tränen, als er sah, wie die anderen Kinder ihre Aufgaben problemlos zu Wege brachten, während er festsaß. Auch

der hilfeschuchende Blick zu seiner schräg hinter ihm stehenden Mutter, der er schweigend den unbrauchbaren Bleistift hinhielt, half ihm nicht weiter. Die Mutter, beschämt ob der desolaten Leistung ihres einzigen Sprösslings und durch das mitleidige Lächeln der anderen Mütter verunsichert, reagierte wortlos mit einem strafenden Blick ihrer grünen Augen, der Gernot alle Zuversicht nahm. Zwei dicke Tränen fielen auf das halbleere Blatt vor ihm, das Dr. Heise mit dem Worten an sich nahm: »Tja, Gernot, da müssen wir aber erst noch sehen, ob wir in Zukunft gut miteinander auskommen.« Gernots Mutter wurde von Herrn Dr. Heise zum Gespräch gebeten. »Liebe Frau Kratzner, Sie werden verstehen, dass wir Ihren Sohn aufgrund dieser Nicht-Leistung nur unter Vorbehalt einschulen können.« Frau Kratzner hauchte mit hochrotem Kopf ein »Ja, selbstverständlich.« Gernot aber war abgestempelt.

An diesen denkbar schlechten Start in seine Schulkarriere erinnere ich mich zuerst, wenn ich über Gernot nachdenke. Dann an das hämische Gekicher der Mitschüler, als sein Vorname das erste Mal durch Dr. Heise genannt wurde.

In den sechziger Jahren hatte man Harald, Klaus, Robert, Volker, auch Joachim zu heißen. Gernot? Das ging gar nicht. Zudem hatte seine Mutter die Angewohnheit der niederrheinischen Sprachmelodie folgend das »G« wie ein »J« zu sprechen, das »o« zu dehnen und das »t« so stark zu betonen, dass es wie ein knallendes Doppel-t klang. So schallte es »Jääärnott« durch die kleine Gasse, in der Familie Kratzner zur Miete wohnte, wenn die Mutter ihn nach Hause rief. Ich ersparte meinem Freund ihn bei seinem